

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 5 (1884)
Heft: 4-5

Artikel: Ueber Pestalozzi's Schrift: Meine Nachforschungen über den Gang der
Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts : ein Beitrag zur
Kentniss der sozialen und religiösen Lebens-Anschauungen
Pestalozzi's
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzi-Blätter.

Herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzi-Stübchen

der

Schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich.

V. Jahrgang.

No. 4 u. 5.

August 1884.

Inhalt : Ueber Pestalozzi's Schrift: Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. — Familienbriefe Pestalozzi's an seine Schwester in Leipzig (X).

Ueber Pestalozzi's Schrift: Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Ein Beitrag zur Kenntniss der sozialen und religiösen Lebens-Anschauungen Pestalozzi's.

I.

Schon mehrfach hatte ich, auch in den Pestalozzi-Blättern, Gelegenheit, auf diese Schrift Pestalozzi's als eine der bedeutsamsten für die Erkenntniss seiner innern Entwicklung hinzuweisen, und schon lange empfand ich auch den Wunsch, einmal die Leser der »Pestalozzi-Blätter« näher mit derselben bekannt zu machen. Und so will ich denn dies Jahr die Gelegenheit, eine grössere Arbeit im Zusammenhang in die »Pestalozzi-Blätter« einzufügen, dazu benützen, diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

Nicht zwar als ob ich das Gefühl hätte, vor abgeschlossenen Studien über dieses Buch zu stehen. Je mehr ich stets wieder in den Gedankengang desselben mich einzuleben versuche, je lebhafter drängt sich mir die Ueberzeugung auf, um das Buch ganz zu verstehen und in richtiges Licht zu stellen, müsste eigentlich die Gesammtheit der litterarischen Produkte, in denen die Zeitgenossen der französischen Revolution ihre Studien über die höchsten Fragen der Menschheit zum Ausdrucke brachten, zur Vergleichung beigezogen werden. Freilich meine ich dabei nicht etwa, dass Pestalozzi aus ihnen lesend und sie kritisch verarbeitend geschöpft habe. So wenig die Aeusserung, die er drei Jahre später gethan, »er habe seit dreissig Jahren kein Buch gelesen«, ¹⁾

¹⁾ Wie G. ihre Kinder lehrt, erster Brief (Seyffarth XI, 108).

allzustark gepresst werden darf, so ist doch jedenfalls Lektüre bei Pestalozzi in der Armuth seines einsamen Neuhof nicht die hervorragende Beschäftigung gewesen; und auch in seiner Persönlichkeit und damaligen Gemüthsstimmung lag alles eher als ein Antrieb hiezu. »Ich *konnte* kein Buch mehr lesen« fügt er jenem ersten Bekenntnisse bei. Aber das wäre von Wichtigkeit, aus jener Vergleichung zu sehen, wie weit anders als sonst in Menschenköpfen sich in diesem Köpfe die Welt gemalt habe, und dann doch wieder, wie so merkwürdig ähnlich bei aller seiner Selbstständigkeit wie in andern ihm geistig verwandten Köpfen. Doch als Vorstudie, und um überhaupt auf das Werk aufmerksam zu machen, mag es ja wol gestattet sein, jetzt schon über dasselbe zu schreiben, und wenn dadurch Jemand angeregt würde, jene allseitigere Aufgabe an Hand zu nehmen, würde ich darin den schönsten Erfolg dieser Zeilen sehen.

Nur zwei Persönlichkeiten, deren Namen bekannt sind, und eine dritte, die im Dunkel schwebt, haben notorisch auf den Gedankengang von Pestalozzi's Nachforschungen Einfluss gehabt.

Die erste ist *Rousseau*. Ein flüchtiger Blick in Pestalozzi's Buch genügt, um zu erkennen, dass er auf dem Boden der Rousseau'schen Ideen steht und dass eben diese Schrift den Versuch macht, sie weiter zu entwickeln und zu berichtigen. Auch wissen wir ja durch Pestalozzi selbst, dass Rousseau gar nicht blos pädagogisch durch seinen Emil, sondern auch durch seine sozialphilosophischen Schriften bestimmend auf die Lebensanschauungen Pestalozzi's in der empfänglichen Zeit seiner Jünglingsjahre eingewirkt hat; nachdem dieser den Eindruck des Emil auf ihn selbst geschildert, setzt er im »Schwanengesang« ausdrücklich hinzu: »Auch das durch Rousseau neu belebte idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem grössern segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir.«²⁾

Der andere ist der deutsche Philosoph *Fichte*, der 1788—90 und dann wieder nach seiner Verheirathung mit einer Freundin der Frau Pestalozzi, Johanna Rahn von Zürich, 1793—94 in Zürich war und hier zuerst die Vorlesungen hielt, aus denen seine »Wissenschaftslehre« entstanden ist. Nicht aus diesen Vorlesungen, die Pestalozzi schwerlich besucht hat, obschon er im Winter 1793—94 nicht auf dem entlegenen Neuhof, sondern in

²⁾ »Schwanengesang« b. Seyffarth XIV, 200.

Richterswyl wohnte, sondern aus dem persönlichen Umgang mit dem jüngern Mann, der ihn in Richterswyl besuchte und mehrere Tage bei ihm verlebte, ist der Gedankenaustausch hervorgegangen, den Pestalozzi noch 1809 brieflich der Frau Fichte dahin schildert: »ich wollte ihm (Fichte) die Stunden in Erinnerung zurückbringen, in denen seine Ansichten und sein Eintreten in die meinigen meinen Geist erleuchteten und mein Herz so sehr erhoben.«³⁾ Dass dies nicht bloß pädagogische Ansichten gewesen, die hier eingetauscht wurden, obgleich auch diese nicht leer ausgegangen sein werden, wie wiederum ausdrücklich bezeugt ist,⁴⁾ erhellt aus den Fragen, mit welchen sich beide Männer damals litterarisch beschäftigten, ja mit denen sich damals alle Welt in erster Linie beschäftigte: 1793 schrieb der französische Ehrenbürger *Pestalozzi* sein »Ja oder Nein, Aeusserungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen, von einem freien Mann«, das Seyffarth nachher unter dem Titel »über die Ursachen der französischen Revolution« herausgegeben hat⁵⁾; *Fichte* aber legte den Grund zu seiner nachmaligen Verketterung als Demokrat durch die »Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten«, sowie durch seine tiefeingehenden »Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution«, an deren Wortlaut vielleicht sogar einige Redewendungen in Pestalozzi's »Nachforschungen« erinnern,⁶⁾ und liess im folgenden Jahre 1794 in der fünften seiner »Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten«⁷⁾ sein Urtheil über Rousseau in die Welt ausgehen — alles Dinge, die mit dem Anschauungskreise, der sich in Pestalozzi's »Nachforschungen« spiegelt, im innigsten Zusammenhang stehen.

Dagegen schwebt die Persönlichkeit, deren Umgang mit Pestalozzi dieser selbst Eingangs der »Nachforschungen« gedenkt, im Dunkel. Pestalozzi hat nämlich seinem Buch als Vorwort beigegeben folgende

³⁾ »Joh. G. Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel« I. 158/159.

⁴⁾ Ib. S. 159.

⁵⁾ Seyffarth, XVI, 311 ff.

⁶⁾ Vergleiche die Adresse der unten folgenden »Zuschrift« mit Fichte's Nacherinnerung zu den »Beiträgen«, in denen er von einem seiner Rezensenten sagt: »Ein edler Mann, dem ich es gleichfalls bezeuge, dass derselbe mich nicht kennt.«

⁷⁾ Diese Schriften finden sich im 6. Band von »Joh. Gottl. Fichte's sämtliche Werke«. Berlin 1845.

Zuschrift an einen edeln Mann, den ich aus Ehrfurcht nicht nenne, der es aber zu fühlen vermag, dass ich Ihn, nur Ihn im Auge hatte.

»Herr!

»Zwei Männer in einem Lande, suchten Wahrheit fürs
»Volk —

»Der eine Hochgeboren, durchwachte seine Nächte und
»opferte seine Tage dem Lande, in dem er herrschte Gutes zu
»thun. —

»Er erreichte sein Ziel —

»Sein Land war durch seine Weisheit gesegnet —

»Lob und Ehre krönten sein Haupt —

»Seine Edlen trauten auf ihn —

»Und das Volk gehorchte ihm schweigend —

»Der andere ein Müdling, erreichte sein Ziel nicht,

»Jede seiner Bemühungen scheiterte. —

»Er diente seinem Lande nicht —

»Unglück, Leiden und Irrthum bogen sein Haupt,

»Sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft —

»Und seinem Dasein jeden Einfluss —

»Die Edeln im Land kennen ihn nicht. —

»Und das Volk spottet seiner. —

»Welcher von beiden, meinst du, Herr! hat die Wahrheit
»fürs Volk wirklich gefunden?

»Die Welt wird augenblicklich antworten:

»Der Müdling ist ein Träumer, und die Wahrheit ist auf
»der Seite des Hochgeborenen —

» — Aber dieser urtheilte nicht also —

»Da er von dem unablässigen Forschen des Müdlings nach
»Wahrheit fürs Volk hörte, gieng er in seine Hütte, und fragte
»ihn: was hast du gesehen?

»Da erzählte dieser dem Edlen den Gang seines Lebens,
»und der Edle entwickelte jenem den Zustand vieler Verhältnisse,
»die dieser nicht kannte —

»Der Müdling liess dem Edlen Gerechtigkeit widerfahren,
»und der Edle gönnte den Erfahrungen des Müdlings seine Auf-
»merksamkeit —

»Stiller Ernst war auf der Stirne von beiden als sie schieden,
»und auf beider Lippen lagen die Worte:

» — Wir meinten es beide gut —

» — Und wir irrten beide. —

In dem »Müdling« hat Pestalozzi sich selbst silhouettirt; aber wer ist der »Hochgeborene?« Schon die Zeitgenossen haben es nicht gewusst, oder wenigstens sich nicht die Mühe gegeben, nachzuforschen. So steht in dem Exemplar der Originalausgabe, welches das Pestalozzistübchen besitzt, von der nämlichen Hand, die dem Buch ihre Initialen C. S. und die Bemerkung »ex dono authoris 1797« vorgesetzt, mit Bleistift unten an dieser Zuschrift nur die formale Erläuterung: »jener kannte, dieser erfuhr nicht genug!«

Und doch ist wol auch dieser Hochgeborene, der mit dem Müdling seine Gedanken austauscht, keine blosse Fiktion, sondern eben der »edle Mann«, dem das Buch gewidmet ist.

Fichte ist es nicht, Nicolovius, der Pestalozzi im Neuhof besuchte, wol auch nicht, denn als Herrscher kann doch auch er, der 1797 noch lange nicht Staatsrath war, nicht bezeichnet werden; der Minister Zinzendorf kann wol nicht gemeint sein, da seit 1790 Pestalozzi's österreichische Beziehungen abbrechen.

Auch wird der Ausdruck »zwei Männer in einem Land« eher uns dazu führen, an einen Schweizer zu denken.

Seyffarth hat darum auf N. E. v. Tschärner gerathen, aber auch dieser fällt ausser Betracht, da derselbe schon 1794 gestorben ist.

Immerhin möchte der Ausdruck »herrschen« am ehesten einem der bernischen Regenten damaliger Zeit gelten, nicht nur weil die bernische Republik unter den Schweizerischen Kantonen die einzig in Betracht kommenden grössern Staatsverhältnisse aufwies, die diesen Ausdruck rechtfertigen können, sondern auch weil der Neuhof und das Birrfeld, wo Pestalozzi lebte, damals noch Unterthanengebiet Berns war und Pestalozzi mit mehreren dieser »Regenten« — er nennt sie gelegentlich selbst so — in freundschaftlichem Gedankenaustausch gewesen ist.

Unter den damals noch lebenden und in Amt und Würden stehenden Berner Regenten hat wol keiner Pestalozzi so nahe gestanden, als der Vater Philipp Emanuel Fellenbergs, Prof. Daniel Fellenberg, 1779—85 als Obervogt von Schenkenberg Pestalozzi's Nachbar, später und bis zum Sturz des alten Bern 1798, Mitglied der bernischen Regierung (des täglichen Rathes), als welches er noch im helvetischen Kalender für 1798 figurirt (gestorben 1801).

Nicht nur ist Pestalozzi mit Prof. Fellenberg während dessen Walten auf Schloss Wildenstein, wie jede Biographie des Stifters von Hofwyl belehren kann, in freundschaftliche Beziehungen

getreten; Fellenberg hat auch 1783 die Beziehungen P.'s zu Zinzendorf vermittelt; Pestalozzi erzählt im Briefwechsel mit diesem⁸⁾ u. A. von Fellenbergs politisch-patriotischem Pessimismus 1787: »Die erlauchtsten Regenten, selber Fellenberg schreibt mir: von unsern verdorbenen Republicken hoffe ich keinen Vorschnitt für das Volk« und auch als Fellenberg in diesem nämlichen Jahr 1787 Mitglied des täglichen Rathes geworden, führen Pestalozzi Besuche zu ihm nach Bern, wie ein ergötzliches Beispiel eines solchen Besuches in diesen Blättern nach den Brugger Erinnerungen von Provisor Fröhlich erzählt worden ist.⁹⁾ Aus den Jahren 1792—94 hat sich ein sehr vertraulicher Briefwechsel Pestalozzi's¹⁰⁾ mit Fellenberg's Sohn erhalten, in dem auch sozialpolitische Fragen besprochen worden, wie denn auch der Stifter von Hofwyl von einem »dreissigjährigen vertrauten Verkehr« mit Pestalozzi redet.¹¹⁾

So lange nicht bedeutende Gründe für eine andere Persönlichkeit geltend gemacht werden, halte ich es als das wahrscheinlichste, dass die »Nachforschungen« dem Rathsherrn *Fellenberg* gewidmet sind und dass er der »Hochgeborne« ist, dessen die Zuschrift gedenkt.

II.

Wenden wir uns nun dem Inhalt des Buches selbst zu.

Der psychologische Gang des Individuums und derjenige des Menschengeschlechts stimmen mit einander überein und »das Unrecht der Menschen und ihre Thorheiten führen allenthalben eben die Erfahrungen, eben die Gefühle und eben die Leiden herbei, die meiner individuellen Anschauungsart der Dinge die Richtung gegeben, die sie genommen« — das ist die Voraussetzung, von welcher aus Pestalozzi den psychologischen Knäuel sich auf Grund der Fragen zu entwirren sucht:

»Was bin ich und was ist das Menschengeschlecht?

»Was hab' ich gethan und was thut das Menschengeschlecht?

»Ich will wissen was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat; ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie es ist, aus dem Menschengeschlecht macht.

⁸⁾ Ich habe diesen Briefwechsel in Dittes' »Pädagogium« 1881 veröffentlicht.

⁹⁾ Jahrg. 1882, Nr. 2.

¹⁰⁾ Heinrich Pestalozzi's bis jetzt unedirte Briefe und letzte Schicksale. Bern 1834.

¹¹⁾ Pädagogische Blätter von Hofwyl, 1. Heft S. 3.

»Ich will wissen, von was für Fundamenten mein Thun und Lassen und von was für Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen unter denen ich lebe, eigentlich ausgehen müssen.

»Ich will wissen von was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts und von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen — und unter den Umständen, unter denen es lebt, eigentlich ausgehen müssen.«

Die Antwort auf diese Fragen nun will Pestalozzi rein empirisch zu gewinnen suchen. »Ich kann in keinem Stück von irgend einem bestimmten philosophischen Grundsatz ausgehen, ich muss sogar von dem Punkte der Erleuchtung, auf welchem unser Jahrhundert über diesen Gegenstand steht, keine Notiz nehmen. Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen als *die Wahrheit die in mir selbst liegt*, d. i. die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben; aber eben darum werden diese Nachforschungen einem grossen Theil meines Geschlechts einer ihrer Art und Weise, die Sachen dieser Welt anzusehen, nahestehenden Aufschluss über ihre wesentlichsten Angelegenheiten ertheilen.«

Das ist die Aufgabe, die sich Pestalozzi stellt.

Und die „*Grundlage dieser Nachforschungen*“ ist

»Der Mensch kommt durch die Unbehülflichkeit seines thierischen Zustandes zu *Einsichten*.

»Seine Einsichten führen ihn zum *Erwerb*.

»Der Erwerb zum *Besitzstand*.

»Der Besitzstand zum *gesellschaftlichen Zustand*.

»Der gesellschaftliche Zustand zum *Eigenthum*, zur *Macht* und zur *Ehre*.

»Ehre und Macht zur *Unterwerfung*.

»Unterwerfung und *Beherrschung* zum *Adel*, zum *Dienste*, zur *Krone*.

»Alle diese Verhältnisse rufen einen gesetzlichen *Rechtszustand* herbei.

»Das gesetzliche Recht ruft der bürgerlichen *Freiheit*.

»Der Mangel dieses Rechts führt die *Tyranei* und Sklaverei herbei.

»Aber ich finde weiterhin in mir selbst ein *Wohlwollen*, bei dessen Dasein Erwerb, Ehre, Eigenthum und Macht mich in meinem Innersten veredeln und durch dessen Mangel alle diese

Vorzüge meines gesellschaftlichen Daseins auf Erden mich in meinem Innersten entwürdigen.

»Ich finde dieses Wohlwollen in seinem Wesen sinnlich und thierisch; aber ich erkenne auch eine Kraft in mir selbst, dasselbe in meinem Innersten zu veredeln, und heisse dieses also veredelte Wohlwollen *Liebe*.

»Aber auch die Liebe gefahret, durch mein Lechzen nach eigener Behaglichkeit sich in meinem Innersten zu verlieren; wann dieses geschehen, so finde ich mich in mir selbst verödet und als eine Waise, dann suche ich mich durch die Kraft meines Ahndungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens zu der Quelle meines Daseins zu erheben [— *Religion* —] und bei ihr Handbietung und Hülfe gegen die Uebel und Schwächen meiner Natur zu suchen.«

* *

Nun besteht der erste Abschnitt der »Nachforschungen« darin, alle diese Begriffe: Einsicht, Erwerb, Besitzstand u. s. w. empirisch auf ihren sinnlich-thierischen Ursprung zu untersuchen und diese egoistische Grundlage bis zur Religion hinauf zu erhärten.

Einige Stellen mögen den Sinn, in welchem dieses geschieht, beleuchten.

Besitzstand. »Eine ursprüngliche Rechtmässigkeit des Besitzstandes, oder eine Möglichkeit, den ursprünglich rechtmässigen von dem ursprünglich unrechtmässigen Besitzstand zu sondern, vermag ich mir nicht zu denken.«

Gesellschaftlicher Zustand. »Sowol das Eigenthum als der gesellschaftliche Zustand wird durch den Anspruch an Rechtmässigkeit etwas, das er vorher und in seinem Ursprung nicht war, nämlich ein auf einem stillen, aber wahren Vertrag ruhender Besitzstand, dessen erste Bedingung ist, alles Unrecht ihres Ursprungs zu vergessen, aber dasselbe für die Zukunft unmöglich zu machen. Wenn es also schon wahr ist, dass die Staaten sich nicht durch einen gesellschaftlichen Vertrag gebildet, so ist es dennoch auch wahr, dass die Menschen nicht ohne den Geist eines solchen Vertrages in der bürgerlichen Gesellschaft leben und dass Recht und Gerechtigkeit, auf welche alle Staaten ihre Einrichtungen zu gründen sich rühmen, nichts anderes sind als ein lautes Anerkennen eines solchen Vertrags, der ihre Verwalter zu dem Wesen desselben, zu Recht und Gerechtigkeit als zu ihrer Pflicht, hinlenkt.«

»Alles gesellschaftliche Unrecht ist in seinem Wesen immer eine Folge des freien Spielraums, den meine thierische Natur im gesellschaftlichen Zustand gegen den Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung findet. Alle Massregeln der gesellschaftlichen Ordnung sind daher nichts anderes als gesellschaftliche Einrichtungen, diesen Spielraum meiner thierischen Natur zu Gunsten des gesellschaftlichen Zweckes einzuschränken, und der gesellschaftliche Vertrag selber ist nichts anderes, als der sichere Wille gesellschaftlich vereinter Menschen, der diese Einschränkung zu Gunsten des gesellschaftlichen Zwecks gebietet. Der Geist dieses Vertrags soll mich sichern, das nicht zu entbehren, was ich vermöge meiner Natur im gesellschaftlichen Zustand immer wollen muss, und das nicht zu leiden, was ich in demselben nicht wollen kann.«

»Das gesellschaftliche Recht ist daher ganz und gar kein sittliches Recht, sondern eine blosser Modifikation des thierischen.«

»So sehr also die Macht wünscht, dass ich ein sittlicher Mensch sei, so darf sie es als Macht nicht von mir fordern.«

Gesellschaftliches Recht. »Die ersten Bedürfnisse der gesellschaftlichen Menschheit rufen gebietend einer Kraft, die den Vergehungen meiner Selbstsucht in diesem Zustand allgemein und wirksam Einhalt zu thun im Stande sei. In dem Gefühl dieser Bedürfnisse liegt der Ursprung aller gesetzlichen Einrichtungen unsers Geschlechts. In der Uebereinstimmung dieser Einrichtungen mit dem gesellschaftlichen Zweck liegt das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Im Mangel dieser Uebereinstimmung hingegen liegt das Wesen des gesellschaftlichen Unrechts.

Religion. »Ich achte das Innere deines Wesens für göttlich, wie das innere Wesen meiner Natur; aber wie dieses in meinem thierischen Leib ruht und aus dem Moder seines Todes entkeimt, so entkeimst und wallest auch du in meinem thierischen Leib und in dem Moder seines Todes.«

»Alles Aeussere der Religion ist innigst mit meiner thierischen Natur verwoben. Ihr Wesen allein ist göttlich. Ihr Aeusseres ist nur gottesdienstlich. Ihr Wesen aber ist nichts anderes als das innere Urtheil meiner selbst von der Wahrheit und dem Wesen meiner selbst. Es ist nichts anderes als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich selbst in mir selbst zu richten, zu verdammen und loszusprechen. Das Aeussere der Religion ist jede in die Sinne fallende Wartung und Pflege dieses Funkens. Die Wahrheit der Religion ist die Uebereinstimmung dieser Wartung mit ihrem Wesen.«

»Es ist nichts anders möglich, wo immer dein Geist, ehe er vom innern Wesen der Religion geheiligt ist, an irgend einem Bild deiner Traumkraft verweilet, da findest du im Bild deines Gottes das Bild deiner selbst.

»Bist du dann dumm, dein Gott lohnt die Dummheit mit dem ewigen Leben, und den Menschenverstand mit der ewigen Verdammniss.

»Bist du ein Tyrann, dein Gott kennt keine Tugend als Unterthänigkeit, und seine Engel bücken sich vor seinem Thron, wie deine Sklaven vor dir.

»Bist du gefrässig, du legest die Fette der Stiere auf den Altar deines Gottes, und deine Knechte machen das Recht deines Bratens zur * * * des Menschengeschlechts.

»Verschobener Menschenverstand macht sich dann zum Lehrer des Volkes.

»Es ist diesem dann nicht genug, dass man bloß unwissend sei; blosse Unwissenheit lässt dem Menschensinn noch Spielraum.

»Es erfordert dann Hörsäle, Akademien, Edikte, Seminare und militärische Gewalt, den verworfenen Menschenverstand gehörig, sicher und allgemein zu verschieben.

»Die Guillotine des Wahns wird dann nothwendig, Menschenfresser braten dir dann dein Herz, und scalpieren dir deinen innern Schädel.

»Beklage dich nicht, ohne das könnte die Macht die Welt nicht mit den Priestern theilen, und dein König könnte nicht an einen Gott glauben, der die Wahrheit so schwachköpfig fürchtet und das Recht so starrköpfig hasset wie er.

»Ohne das würde die Menschheit ihr grosses Verderben nicht auf den Thronen vergöttern und den vergötterten Elenden noch edler und reiner finden, als seinen obersten Priester, dessen Vestalin dem Schönsten aller Schönen an einem schmutzigen Kreuz liebäugelt, und dessen Mönche die ersten Grundsätze des gesellschaftlichen Rechts für Verbrechen der beleidigten Majestät erklären.«

* * *

Nun geht Pestalozzi über zu dem »*Bilde des Menschen, wie es sich seiner Individualität entgegenstellt*«; d. h. nach dem Querschnitt, der die einzelnen Lebensgebiete in Betracht zog, folgt

ein Längsschnitt, der darstellt, wie der Mensch aus dem ursprünglichen Naturzustand in den geselligen Zustand hinübergetreten sei und nun in demselben sein Leben gestaltet habe. Die Sprache war es, die den Menschen, »der sich nach einem bessern Recht als nach dem Recht seiner Keule sehnte,« zum Menschen gesellte. »Er hat jetzt der bluttriefenden Freiheit seiner Natur entsagt, gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht. Er ist durch sein Wort Mensch geworden, dem Gesetz unterworfen, das in ihm selbst liegt, und das er sich selber gegeben.« In bestimmtem Gegensatz zu Rousseau wie zur Volgärmeinung schildert Pestalozzi diesen Uebergang: Die thierische Unschuld war nur der Ausgangspunkt, nicht eine erste Periode der Entwicklung, mit den Anfängen eines Kampfes ums Dasein verdarb sie sich selbst zur Gewalthätigkeit, ein Zustand des rohen Rechtes der Keule war gegeben und »ich schmiegte mich nur durch das Elend seiner Folgen gebeugt, ins Joch des bildenden gesellschaftlichen Lebens.«

Der gesellige Zustand ist also mit allem was er hervorbringt nicht ein Gegensatz des rohen Thiersinns, sondern nur eine aus Nothwehr von den Menschen ihnen selbst auferlegte Beschränkung und Modifikation desselben. Und da nun schon in der natürlichen Ungleichheit der Menschen der Ursprung der Macht liegt, pflanzt sich der Missbrauch der Macht beim ungebrochenen Thiersinn der Menschen von Anfang an hinüber in den geselligen Zustand und verwildert denselben; »nicht die Macht, der Mensch der sie in der Hand hat, ist schuld an dem Verderben seines Geschlechts.«

Das ist das ewige Gesetz, dass sich das sterbliche Wesen immer zum Uebergewicht seines Thiersinns und seiner Thierkraft lenkt und dass der Mensch, der mächtig und thierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechtes sagt: Du bist um meinetwillen da!

»An den Ketten der Macht, die kein Recht kennt gegen sich selber, sinkt der Mensch wieder zu aller Unbehüllichkeit und zu aller Gefühllosigkeit seines verdorbenen Naturstandes herab, dann nähert sich die Auflösung der Staaten durch das Allgemeinwerden der innern Gefühle des Sanscülottismus.«

* * *

Nachdem Pestalozzi dann noch »einige Züge dieser nahenden Auflösung der Staaten« in den glühenden Farben der Verderbniss

der Gegenwart geschildert, findet der »*Uebergang zu dem Wesentlichen meines Buches*« statt. Dieser Kernpunkt ist nun die von Pestalozzi wiederum aus den empirischen Thatsachen abgeleitete, auf dem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung beruhende, aber von mir selbst über die Form des blossen Instinktes zu erhebende Gewissheit, dass objektive Ideale seien und dass auf ihnen das Glück des einmal aus der thierischen Unschuld herausgetretenen Menschen beruhe, oder um mit Pestalozzi zu sprechen:

»Wahrheit und Recht ist für unser Geschlecht, insofern es bloß thierisch handelt, bloß physische Kraft ist, freilich gar nichts.

»Wahrheit und Recht ist ihm nur etwas, insofern es sich etwas daraus macht, insofern es nicht bloß thierisch handelt, nicht bloß physische Kraft ist. Die Frage, warum mein Geschlecht also im Jammer der Rechtlosigkeit und im Elend innerer Zerrüttung dahingehe, indessen einzelne Menschen sich zu einer merklichen Höhe bürgerlicher Glückseligkeit und innerer Veredlung erheben, schien mir jetzt sich also aufzulösen: der Mensch ist rechtlos und zerrüttet, weil er sich aus Wahrheit und Recht nichts macht.

»Aber er findet Wahrheit wenn er Wahrheit sucht.

»Er hat ein Recht wenn er eines will.

»Der Mensch ist also durch seinen Willen sehend, aber auch durch seinen Willen blind. Er ist durch seinen Willen frei und durch seinen Willen Sklav. Er ist durch seinen Willen redlich, und durch seinen Willen ein Schurke.«

* * *

Aber: hat der Mensch den festen und reinen Willen, durch den er zur Wahrheit und zum Recht zu gelangen vermag, wenn er empfindet, denkt und handelt, wie er ohne allen Zwang und Gewalt immer thut; d. h. wenn nicht ein höheres sittliches Prinzip von jenen Idealen her begeistert die Zügel über sein Thun ergreift?

So leitet Pestalozzi ein Gespräch über »*die Immergleichheit der menschlichen Verirrungen*« ein, in dem er nachweist, dass auf diesem Boden des nicht durch ein solches höheres Prinzip belebten Handelns trotz der schönsten Worte immer und überall und in allen Ständen und Verhältnissen die gleiche thierische Krallen zum Vorschein kommt. Das Gespräch voll ätzender Schärfe richtet seine Angriffe gegen die Untreue an dem gesellschaftlichen Recht nach links und rechts, nach oben und unten, gegen solche

Untreue bei Herrschern und Volk, Beamten und Kaufleuten, Gelehrten und Geistlichen.

»*Er.* Wie äussert sich die Untreue an dem gesellschaftlichen Recht bei dem Gelehrten?

»*Ich.* Durch Streit und Zank, vorzüglich aber durch das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen.

»*Er.* Wie heissen sie ihren Streit und Zank?

»*Ich.* Eifer für Wahrheit und Recht.

»*Er.* Und das Hungergewäsch ihrer unbehelflichen Seelen?

»*Ich.* Geistesprodukt.

»*Er.* Und die Geistlichen, wie äussern diese ihre Untreue am gesellschaftlichen Recht?

»*Ich.* Durch Schlaf und Herrschsucht, durch Einmischung, und durch ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit.

»*Er.* Wie heissen sie ihre Schlafsucht?

»*Ich.* Ruhe in Gott.

»*Er.* Und ihre Herrschsucht?

»*Ich.* Königliches Priesterthum.

»*Er.* Und ihre Einmischung?

»*Ich.* Heilige Pflichttreue.

»*Er.* Und ihre allerunterthänigste Unterthänigkeit?

»*Ich.* Nachfolge eines Mannes, der zwar freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod gehorsam war, aber seinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Anmassungen und Heuchelei bog.«

* *

»Es ward mir immer heiterer, — so gibt nun Pestalozzi die *erste Darlegung meines wesentlichen Gesichtspunkts*«, — der Mensch oder vielmehr ich selbst stelle mir Wahrheit und Recht wesentlich ungleich vor, wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch ohne Zwang und Gewalt immer empfindet, denkt und handelt, — oder wenn ich empfinde, denke und handle, wie der Mensch durch die Kunst und den Zwang des bürgerlichen Lebens zu empfinden, zu denken und zu handeln lernt. Oder endlich, wenn ich empfinde, denke und handle wie ich soll, wenn ich meine innere Unabhängigkeit von meiner thierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Ansprüchen als das Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne.

»Es schien mir heller — Wahrheit und Recht kommen mir in einem ungleichen Lichte vor, wenn ich meinen Instinkt, — oder wenn ich meine bürgerlichen Anmassungen, — oder

wenn ich die Uebereinstimmung mit dem Edelsten, Besten, das ich zu erkennen vermag, in mir selbst zum Fundament meines Urtheils über Wahrheit und Recht anerkenne. Ich glaubte jetzt, ich müsste den Aufschluss der Widersprüche, die in meiner Natur zu liegen scheinen, *in diesem wesentlichen Unterschied der Vorstellungsart von Wahrheit und Recht*, deren meine Natur fähig ist, suchen.«

* * *

In der *nähern Bestimmung dieses wesentlichen Gesichtspunktes* legt sich nun Pestalozzi die drei Fragen vor: *Was bin ich* (d. h. was sind meine Gesichtspunkte für die Auffassung von Wahrheit und Recht) *im Naturzustand? im gesellschaftlichen Zustand? im sittlichen Zustande?* und beantwortet sie in eingehendster, wiederum mit den originellsten Seitenblicken und Seitenhieben auf psychologische und zeitgeschichtliche Zustände ausgestatteter Darstellung. Der Fortschritt des innern Gedankengangs liegt hier ausschliesslich in der Beantwortung der dritten Frage; denn vom »sittlichen Zustand« ist im bisherigen kaum eine Andeutung gemacht worden, und in der Setzung dieses dritten Standpunkts liegt eigentlich eine Vorwegnahme, die bei der Einführung der Dreitheilung noch des reellen Gehalts entbehrte und diesen nun nachträglich in dem Abschnitt: »Was bin ich im sittlichen Zustand?« erhält. Ich skizziere, wie Pestalozzi diesen sittlichen Zustand einführt und bestimmt, am besten mit Pestalozzi's Worten.

»Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner thierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, gänzlich nur im Gesichtspunkte was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, vorzustellen und diese nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Diese Kraft ist im Innersten meiner Natur selbstständig, ihr Wesen ist auf keine Weise eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur. Sie ist weil ich bin, und ich bin weil sie ist. Sie entspringt aus dem mir wesentlich einwohnenden Gefühl: ich vervollkomme mich selbst, wenn ich mir das was ich soll, zum Gesetz dessen mache was ich will.«

»Meine thierische Natur kennt diese Kraft nicht.

»Als gesellschaftliches Geschöpf kann ich dieses ebenso wenig. Der Mensch bedarf der Sittlichkeit als gesellschaftliches Geschöpf so wenig, als er selbiger als thierisches Wesen fähig

ist. Wir können im gesellschaftlichen Zustand ganz füglich ohne Sittlichkeit untereinander leben; einander Gutes thun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit.

»Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien.

»Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin.

»Kein Mensch kann für mich fühlen, ich bin sittlich.«

Auf diesem Standpunkt der sittlichen Erfassung der Dinge angelangt, sehe ich nun, dass ich vorher durch die Stadien thierischer Verwilderung und gesellschaftlichen Zwangs hindurchgehen musste, um zu jenem zu gelangen, dass diese Vorstadien das gewesen sind, was Kindheit und Lehrlingszeit für die Erringung des Manneswerthes und der Meisterstellung ist. »Ohne die Täuschung meiner Kinderjahre und ohne die Rechtlosigkeit meiner Lehrlingsjahre mangelte mir der Drang, die Anstrengung und die Kraft der Treue, ohne die der Mensch zu keiner Selbständigkeit in der Wahrheit und in dem Recht sich zu erheben vermag.«

Darum ist der sittliche Zustand nicht gleichwerthig mit dem reinen Naturstand (Rousseau), er ist ein errungenes Neues, Höheres.

Er ist aber auch darin jenem nicht gleich, dass er nur ein relativer, nicht ein absoluter Zustand ist, so lange wir Menschen sind. »*Reine Sittlichkeit streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die thierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen.*« In der Welt hat reine Sittlichkeit keinen Platz, in der Gesellschaft ist sie dem Verderben geweiht, nur in der Individualität und für das Individuum ist sie Wahrheit: sie ist Ideal. Und in der Ausführung, die Pestalozzi hievon gibt, liegt vielleicht der Höhepunkt der psychologischen Darlegungen des Buches.

»Der Anspruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlorenen Unschuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des gesellschaftlichen Zustandes ihr nahe sein kann; sie würde mich mitten in dem Leiden und den Hemmungen meines thierischen Verderbens dennoch in den Traum der Unkunde des Uebels einwiegen und zu aller Sorglosigkeit des Lebens hinlenken.

»Sorget nicht für euer Leben — würde mich eine solche Sittlichkeit lehren —, noch was ihr essen und was ihr trinken wollet.

»Sie würde die Bande des Eigenthums wegwerfen: Verkaufe was du hast —

»Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verschwinden: Weib, was gehest du mich an? Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unschuld suchen: habe ich unrecht geredet —. Sie würde unser ganzes Dasein an diese Unschuld anketten: wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder —.

»Sie würde auf die Menschennatur bauen als auf einen Felsen: seid gerecht, würde sie sagen, und die Menschen werden es nicht ausstehen, wenn sie sehen werden eure guten Werke —.

»Sie würden gegen das Unrecht keine thierische Gewalt versuchen: stecke dein Schwert in die Scheide. — Sie würde in Knechtsgestalt einhergehen: die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel haben Nester, aber sie fände nichts, wohin sie mit Sicherheit und Recht ihr Haupt hinlegen könnte. —

»Ganze Reinheit der Sittlichkeit muss nothwendig auf den Punkt hinführen, von dem sie ausgeht, und dieser ist offenbar meine Unschuld, d. i., ich selbst ohne Kunde des Uebels, des Lasters und der Gefahr.«

Diesem Ideal gegenüber sind wir »ein Geschlecht, das ebenso unvermögend ist, in der Unschuld seiner thierischen Natur sich zu beruhigen als in vollendeter sittlicher Reinheit auf Erden zu leben«.

»Wir kennen von der Sittlichkeit unserer Natur eigentlich wenig ausser der Arbeit an unserm verschütteten Selbst.

»Im Leib dieses Todes wallet die Sittlichkeit nur umwölkt von den Schatten, die ihren Ursprung umhüllen bis an das Grab.

»Die Sittlichkeit ist daher vermöge ihrer Natur nichts weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit gebunden.« Im Gegentheil: »Je näher die Natur mein thierisches Dasein an einen sittlichen Gegenstand ankettet, von je mehrern Punkten mich sein thierisches Wohl wie sein thierisches Weh berührt, je mehr finde ich in demselben Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit. Daher die gesellschaftlichen Pflichten meine Sitten immer in dem Grade begünstigen, als sie von Gegenständen herühren, die meiner Individualität thierisch nahe stehen. Rein sittlich sind für mich nur diejenigen Beweggründe zur Pflicht, die meiner Individualität ganz eigen sind.

»Der gesellschaftliche Zustand ist desswegen immer in dem Grad ein Mittel zu unserer wirklichen Veredlung als sich die Rechte und Pflichten desselben von sittlichen Gegenständen herschreiben, die unserer Individualität thierisch nahe stehen. Daher hat auch Sittlichkeit im gesellschaftlichen Leben immer nur in dem Grade statt, als die Gesetze und Sitten eines Landes sich rein und fest an diesen Massstab der gesellschaftlichen Veredlung, den uns die Natur selbst anweist, anketten.«

Es ist klar, dass Pestalozzi wie er einerseits in Konsequenz dieser Sätze den Weltreichen jede sittlichende Kraft abspricht, anderseits hier seiner Werthhaltung der sinnlich nahen Lebenskreise, Familien- und Gemeindeleben, die prinzipielle Begründung zu verschaffen strebt.

»Je mehr daher« — fährt er in Ausführung dieses Standpunktes fort — »eine Gesetzgebung in einem Lande die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen verbindet, und aller physischen Gewalt das Uebergewicht über das Recht erschwert, je mehr sie den Einfluss aller Staatshärte auf die Trennung sich nahestehender Menschen vermindert, und je mehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umstände, und die Mässigung der öffentlichen Bedürfnisse eine Staatsverwaltung anspruchslos machen, desto mehr wird die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, begünstigt. Im Gegentheil je anspruchsvoller der Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genöthigt ist, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen zu trennen und den Bürger mit der ganzen Härte seiner Kraft fühlen zu machen, dass er um des Staates und nicht um seiner selbst willen in der Welt ist, und dass sein Recht gegen die Ansprüche irgend einer Art von Gewalthabern ohnmächtig ist, desto mehr wird die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, untergraben.

»Die Nationalsittlichkeit ist daher immer eine Folge der mehr oder mindern gesetzgeberischen Weisheit, die Gewalt dem Recht und die Selbstsucht dem Wohlwollen unterzuordnen.« ¹²⁾

* * *

¹²⁾ In den mannigfachen Ausblicken auf die Verhältnisse seiner Zeit, die auch diesen Abschnitt begleiten, setzt Pestalozzi die Namen vielfach nicht aus, sondern gibt dafür ein * * * mit oder ohne Anfangsbuchstaben; die betr.

Nach diesen Präliminarien gelangt Pestalozzi zum »*Wesen meines Buchs*«, d. h. zur Formulirung des Grundgedankens seiner nunmehr bereinigten Lebensanschauung: »*Ich fühle mich auf eine dreifache Art in der Welt. 1. als Werk der Natur. 2. als Werk meines Geschlechts, als Werk der Welt. 3. als Werk meiner selbst.* Nur als Werk meiner selbst vermag ich die Harmonie meiner selbst mit mir selbst wiederherzustellen.

»Ich bin als Werk der Natur, als Thier, vollendet.

»Als Werk meiner selbst strebe ich nach Vollendung.

»Als Werk des Geschlechtes suche ich mich auf einem Punkt, auf welchem die Vollendung meiner selbst nicht möglich ist, zu beruhigen.

»Die Natur hat ihr Werk gethan, also thue auch du das deine.

»Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewusstsein deiner thierischen Natur, aber auch mit vollem Bewusstsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben.

»Wer du auch bist, du wirst auf diesem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir selbst in Uebereinstimmung zu bringen.

»Willst du aber dein Werk nur halb thun, da die Natur das ihrige ganz gethan hat? Willst du auf der Zwischenstufe deines thierischen und deines sittlichen Daseins, auf welcher die Vollendung deiner selbst nicht möglich ist, stehen bleiben, verwundere dich dann nicht, dass du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scherenschleifer und ein Fürst bleibst, und kein *Mensch* wirst! Verwundere dich dann nicht, dass dein Leben ein Kampf ist ohne Sieg, und dass du nicht einmal das wirst, was die Natur ohne dein Zuthun aus dir gemacht wird, sondern gar viel weniger, ein bürgerlicher *Halbmensch*.«

* * *

Aus seinem »wesentlichsten Gesichtspunkt« zieht nunmehr Pestalozzi »*einige Resultate*« für die Beurtheilung der Verhält-

zeitgeschichtlichen Urtheile gewinnen aber natürlich erst ein Interesse, wenn man weiss, auf wen sie sich beziehen. Ich habe daher die Deutung versucht und lese S. 158 der Originalausgabe (X 143 bei Seyffarth): England, englisch, I(rland); S. 168 der Orig.-Ausg. (X 151/152 bei Seyffarth): F(riedrich II), J(oseph II), K(atharina II), P(ombal). Die Zeitschrift, aus der Pestalozzi S. 160 der Orig.-Ausg. (X 144 bei Seyffarth) eine längere Stelle zitiert, ist nunmehr auch gedruckt; es ist Pestalozzi's Schrift »an die Seegemeinden« (1795), veröffentlicht durch Frau Zehnder-Stadlin in ihrem Buche »Pestalozzi«, Band I, S. 808 ff. (Gotha 1875).

nisse der Menschenwelt wie sie ist; *zunächst positive*, die die Aufgabe der Erziehung und Gesetzgebung bestimmen.

»Erziehung und Gesetzgebung müssen diesem Gang der Natur (auf Grund der ersten durch die zweite Stufe hindurch zur dritten) folgen. Sie müssen dem Menschen als thierischem Wesen, durch die Erhaltung seines thierischen Wolwollens, das Bild seiner Unschuld in Kindesschwäche, und gleichsam träumend, vor Augen halten.

»Sie müssen in ihm als gesellschaftlichem Wesen, durch Treue und Glauben die gesellschaftliche Zuverlässigkeit entwickeln, durch die er sich den Mangel der Unschuld, von der ihn der gesellschaftliche Zustand so gewaltsam entfernt, in demselben erträglich zu machen bestrebt.

»Sie müssen ihn endlich durch Selbstverläugnung zu der Kraft emporheben, durch die er allein im Stande ist, das Wesen der Unschuld in sich selbst wiederherzustellen, und sich selbst wieder zu dem friedlichen, gutmüthigen und wolwollenden Geschöpf zu machen, das er in der Unverdorbenheit seines thierischen Zustandes auch ist.«

Dann aber negative: Die Menschheit so viel sie nicht über das gesellschaftliche Recht hinaus zur sittlichen Selbstbestimmung strebt, fällt immer wieder in thierische Verdorbenheit zurück.

»Die gesellschaftliche Menschheit tanzt den Zwischentanz ihrer thierischen Rohheit und ihrer sittlichen Veredlung allenthalben auf die nämliche Weise. Sie singt allenthalben ihr altes Lied:

mundus vult decipi
ergo decipiatur.

»Der König kennt keine Wahrheit gegen sein Kronrecht, der Schneider keine gegen sein Nadelrecht, der Patrizier keine gegen sein Geschlechtsrecht, der Pfaff keine gegen seine Kuttenrechte. Mach ihn so weise wie du willst, er wird nur weise werden für seine Kutte, für sein Geschlecht, für seine Krone und für seine Nadel, und wo nicht rasend, doch gewiss selbstsüchtig und schief handeln, wenn er seine Nadel, seine Krone, sein Geschlecht oder seine Kutte in Gefahr siehet.

»Darum findet auch der Narr, wo er immer hinkommt, es gehe allenthalben wie bei uns.

»Allenthalben erscheint der gesellschaftliche Mensch, *insofern er nicht mehr ist*, als dem Werk seiner Natur unterliegend und das Recht seines Geschlechts nicht anerkennend.«

* * *

Und jetzt, der Vollendung seines Buches sich nähernd, zeigt Pestalozzi, indem er alle die Einzelbegriffe, Einsicht, Erwerb, Besitzstand u. s. w., die er zuerst empirisch untersucht hatte, noch einmal durchgeht, die „*Uebereinstimmung meiner wesentlichsten Grundsätze mit den einfachen Gesichtspunkten, die mir beim ersten ins Auge fassen meines Gegenstandes auffielen*“.

Und zwar hält er bei der erneuten Betrachtung, sofern dies möglich ist, auseinander, was sie für den Menschen sind, wenn er sie betrachtet in seiner Eigenschaft

a) als Werk der Natur.

b) als Werk eines Geschlechts

entweder wie er ohne gesellschaftliche Kraft gegen sich selbst, ohne einen in gesellschaftliche Schranken eingelenkten gesellschaftlichen Willen den thierischen Gefühlen seiner verdorbenen Natur unterliegt (von Pestalozzi in Kürze dahin formulirt: dem Werke seiner Natur unterliegend)

oder das Recht seines Geschlechtes anerkennend.

c) als Werk seiner selbst.

und an diese Einzelabschnitte (»Einsicht« — »Religion«) schliesst sich noch ein neuer an über »Wahrheit und Recht«, die nur im dritten Stadium, im Reich der sittlichen Selbstgestaltung, eine Stätte haben. Auch hier mögen einige Beispiele die Art der Darlegung zeigen.

Kenntniss und Wissen. »Du bist als Werk der Natur unwissend. Als Werk des Geschlechtes ist es noch eine Frage, ob du dich durch dein Wissen allgemein in dem Grad gesellschaftlich besser setzest, als du dich durch dasselbe thierisch verdirbst. So viel ist gewiss, thierisch ins Auge gefasst, ist unter der Sonne kaum ein elenderes Geschöpf als ein lesender studirender Mensch; und gesellschaftlich ins Auge gefasst, ist er fast immer eine ziemliche Zweideutigkeit. Der Mensch geht als gesellschaftlicher Mensch in seinem Wissen selten einfach und rein von seiner Selbstsorge aus und kettet dasselbe selten an die Bedürfnisse seiner nächsten Verhältnisse, darum unterliegt er mit seinem schweifenden Wissen so allgemein dem Verderben seiner thierischen Natur.

»Aber als Werk seiner selbst, d. i. wenn sein Wissen nicht von dem ausgeht, was er gelüstet, sondern von dem was er soll, kann er dann durch sein Wissen sich selber veredeln, und sein Geschlecht beglücken.¹³⁾

¹³⁾ Das Fragezeichen am Schluss dieses Satzes in der Originalausgabe ist ersichtlich Druckfehler, steht auch in der Ausgabe von 1821 nicht mehr.

»Darum sprach Gott in Eden zu dir: Dein Wissen werde ein Werk deiner selbst; es werde nicht ein Werk der sinnlichen weiblichen Schwäche deines thierischen Verderbens und deines irreführenden Schlangengeschlechts.«

Eigenthum und Besitzstand. »Als Werk der Natur erkenne ich keinen, thierische Unschuld besitzt nichts.

»Als Werk meines Geschlechts und sein Recht anerkennend,¹⁴⁾ ist Eigenthum und Besitzstand die Grundsäule des gesellschaftlichen Zustandes und der Kräfte, die unser Geschlecht entwickeln und bilden.

»Dem Werk der Natur unterliegend ist es aber Pandorens Büchse, aus der alle Uebel der Erde entsprungen.

»Als Werk meiner selbst, erkenne ich den Besitzstand eines jeden, in meiner Hand aber mir selber ist er so viel als nicht Besitzstand, sondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benützung, mich selbst zu veredeln und mein Geschlecht zu beglücken.«

Religion. »Als reines Werk der Natur hat mein Geschlecht keine; thierische Unschuld opfert nicht, betet nicht, segnet und fluchet nicht.

»Als Werk meiner verdorbenen Natur ist die Religion Irrthum.

»Als Werk meines Geschlechts, als Werk des Staats ist sie Betrug.

»Nur als Werk meiner selbst ist sie Wahrheit.«

»Je schauerlicher ein Naturgott, je grösser ist er.

»Je eifriger ein Nationalgott, je grösser ist er.

»Als Werk meines Geschlechts ist die Religion Dienerin der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, Dienerin des Mittelpunkts dieser Verhältnisse, der Staatsmacht. Als solche ist sie die Mutter königlicher Mönchsmummereien und mönchischer Königsmummereien, selten Dienerin des gesellschaftlichen Rechts, allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht, mit der Glorie des Heiligthums um das Gesicht der Selbstsucht strahlt sie Bann und schwingt sie das Schwert über das Haupt derer, die dem Thiersinn ihrer Offenbarung unbedingten Gehorsam, d. i. göttliche Verehrung versagen. Sie ist wilde Natur im Treibhaus der Kunst, mit dem Zwang der Macht und der Kraft der Heuchelei in ihrer Hand.

¹⁴⁾ D. h. wenn *ich* ein Werk m. G. bin und sein Werk anerkenne; die Formel ist hier und in den meisten weitem Stellen wie eine Art ablativus absolutus gebraucht, was besonders bei den folgenden Stellen über »Religion« zu beachten ist.

»Verwerfe ich damit die Religion, insofern sie ein Werk meines Geschlechtes ist?

»So wenig als ich sie als Werk der Natur verwerfe. Als solches ist sie eine unausweichliche Folge meiner thierischen Beschränkung und der Eindrücke, die die Natur auf dieser Stufe meines Daseins auf mich machen muss; ich bin auf dieser Stufe meines Daseins keiner andern Religion fähig.

»Ebenso wenig bin ich als Werk meines Geschlechts einer wahren Religion fähig.

»Aber ich bedarf als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher thierischer Beweggründe, Reize und Mittel, *um zu der Gemüthsstimmung zu gelangen, welche das Wesen der wahren Religion voraussetzt.* Als Werk der Natur finde ich diese sinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrthum des Aberglaubens.

»Als Werk meines Geschlechts finde ich dieselbe in dem Hofbetrug des Eiferglaubens und der Staatsreligion, die, in ihrem Wesen als solche, nie keine wahre Religion sein kann.

»Also ist auf Irrthum gegründeter Aberglauben, und auf Betrug gegründeter Eiferglauben dem Menschengeschlechte in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich nothwendig.

»Sie verleihen beide dem Keim der Sittlichkeit und der wahren Religion allgemein seine erste Nahrung.

»Wie der Mensch die Täuschung des Sinnengenusses und den Zwang der Lehrlingsjahre bedarf, also bedarf er auch die Täuschung des Aberglaubens und den Zwang des Eiferglaubens, bis Anstrengung, Treue, Gewalt über sich selbst ihm zur andern Natur geworden, und die gereiften Früchte seiner Sittlichkeit an dem Stamm, an dem sie entkeimten, keine Nahrung mehr finden und keine Nahrung mehr brauchen.

»Ich erkenne also die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen, aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieser Schonung.

»Der Mensch muss die Nationalreligion um der wahren Religion willen schonen.

»Er muss das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zweckes willen tragen.

»Aber er darf nicht den Zweck zu Grunde richten, damit sich das Mittel erhalte.«

»Die Religion, insofern sie wirkliche und wahre Religion ist, ist wie die Sittlichkeit gänzlich nur die Sache des einzelnen

Menschen; ihre Wahrheit geht den Staat eigentlich nichts an, als nur insofern er schuldig ist, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jeden Fall getreu zu sein, zu beschützen und zu erhalten.

»Die Religionsvorkehrungen im Staat sind deswegen an sich selbst und in ihrem Wesen nicht Vorkehrungen des Staats, sondern Vorkehrungen der Individuen, die das Recht ihrer Ueberzeugung getreu zu sein, in demselben mit Freiheit ausüben sollen und wollen.

»Der rechtliche Staat oder das gesellschaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wol aber das gesellschaftliche Unrecht, die willkürliche Gewalt. Diese gönnt dem Menschengeschlecht die Freiheit des Gewissens sowenig als die Sicherheit des Brods und des Athems.«

»Aber wenn das Näherrücken zur innern Veredlung der Völker von dem Aberglauben und dem Eiferglauben gehindert wird, so wird selbiges durch den Unglauben soviel als ganz unmöglich gemacht.

»Dieser ist gänzlicher Mangel des Gefühls, dass die Erkenntniss der Irrthümer meiner thierischen Natur und des Unrechts meiner gesellschaftlichen Verhärtung, sowie das Dasein psychologischer Mittel, diese Erkenntniss in mir lebendig zu erhalten, meinem Geschlechte wesentlich nothwendig seien.

»Er ist tiefes Versinken in sinnliche Gedankenlosigkeit und führt daher das Menschengeschlecht noch weit mehr als der Aberglauben und der Eiferglauben von der Gemüthsstimmung ab, die das Wesen der Sittlichkeit und der auf derselben ruhenden, innern Veredlung unsers Geschlechts ausmacht. Er ist Sorglosigkeit des Naturstandes, mitten in dem verfeinerten Genuss aller gesellschaftlichen Verbrechen.«

»Die Religion muss die Sache der Sittlichkeit sein; als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrthümer und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler, dass wir wieder zur Religiösität zurückgestimmt werden müssen; dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die nachdem sie das Menschengeschlecht auf das Aeusserste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Aeussersten findet, wird uns, sowie es ist, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit noch irgend wohin bringen.«

»Die beste Religion für das Menschengeschlecht ist diejenige, die in ihrem Wesen am meisten göttlich, in ihrer Form aber am wenigsten und doch genugsam gottesdienstlich ist, um meinem Geschlecht in jedem Grad der Kultur, auf dem es stehen mag, dennoch durch ihre Sinnlichkeit Handbietung zu leisten gegen den Thiersinn seiner Natur. Das ist ein aufrichtiges Opfer auf den Altar Jesu Christi, aber ich muss ihm beifügen: der Irrthum der Heiden und das Unrecht der Juden mussten der Lehre Jesu Christi vorhergehen, um die Menschen für sie empfänglich zu machen.

»Das Christenthum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen.

»Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltzwecke.

»Wenn es das wäre, so müsste es in Eiferglauben ausarten und blind werden gegen alles Unrecht des Staats und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vortheil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrthümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten.

»Darum haben wir auch noch kein Christenthum und werden und sollen als Nationen keines haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu ihrer Staats- und zu ihrer Standesfarbe erwählt haben, diese Christenthümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Aeussere des Christenthums, Hostie, Tauf-, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde, sind wie das Kreuz und der Fischerring Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechtes ist.

»Das wirkliche Christenthum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrthümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprung im Wege standen.«

* * *

Noch einmal fasst Pestalozzi »das *endliche Resultat meines Buches*« in der Antwort auf die drei Fragen zusammen: Was bin ich als Werk der Natur? Was bin ich als Werk meines Geschlechts? Was bin ich als Werk meiner selbst? um dann abschliessend seinen innersten Gefühlen des Schmerzes über sein »zertretenes Dasein« Ausdruck zu geben.

»Tausende gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr.

»Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

»Ich kenne einen Menschen der mehr wollte, in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen, sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung.

»Aber er war kein Werk der Welt, er passte in keine Ecke derselben.

»Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüller zwischen den schlechtesten Brocken.

»Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

»Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugniss, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

»Das war das Sandkorn auf der stehenden Waage seines Elends.

»Er ist nicht mehr, du kennest ihn nicht mehr, was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins.

»Er fiel, so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüthe verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

»Wanderer, weihe ihr eine Zähre, sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horchenden hörbar: ich will dennoch auch in meinem Vergehn seine Wurzeln noch stärken!

»Wanderer, schone der liegenden sich auflösenden Frucht und lass den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baumes noch stärken, an dessen Aesten sie ihren Sommer durchkrankte.«

III.

Wenn schon die »Nachforschungen« aus der Entwicklungsgeschichte der französischen Revolution mannigfach Belehrung gezogen und Pestalozzi dieselben erst 1794 oder 1795 ernstlich zu Papier zu bringen unternommen, der Plan des Buches ist viel älter, und führt auf die merkwürdige Doppelnatur Pestalozzi's neben einander zu phantasiren und theoretisiren zurück, die ein originales Gegenstück in dem Nebeneinander der pansophistischen Studien und der pädagogisch-methodischen Bestrebungen bei Comenius findet.

Als Pestalozzi, man weiss mit welchem Erfolge, im Jahr 1781 seiner philosophirenden »Abendstunde eines Einsiedlers« das reich belebte Bild von »Lienhard und Gertrud« (in seinem ersten Theil) hatte folgen lassen, fühlte er das Bedürfniss in »Christoph und Else« ein Lehrbuch über Lienhard und Gertrud zu schreiben (1782). Und als dieser Versuch misslang, dagegen die Fortsetzung von Lienhard und Gertrud den alten Leserkreis des ersten Theils wieder zurückeroberte, schrieb er am Schluss des Jahres 1783 an Zinzendorf: ¹⁵⁾ »Die Nachforschungen über die Auferziehung armer Kinder und über die Behandlung der Verbrecher (P. hatte 1783 auch sein Buch »Gesetzgebung und Kindermord« veröffentlicht) führen soweit, dass ich fast von dieser Arbeit abgeschreckt worden. *Die Folgen der gesellschaftlichen Verbindungen auf die niedere Menschheit und ihr Anstoss gegen die Naturtriebe unsers Geschlechts* müssten noch viel heiterer an's Licht gesetzt werden, als sie es nicht sind, ehe man über diese Gegenstände und überhaupt über die Gesetzgebung etwas der Vollkommenheit sich Näherndes erwarten darf; *indessen will ich* mitten im Gefühl der Finsterniss, die uns noch umgiebt, *die einzelnen Ideen, die mich in diesen Gegenständen wahr dünken, zusammenschreiben.*«

Zwei Jahre später, am 10. Dezember 1785 — der 3. Theil von Lienhard war mittlerweile erschienen — hat der Plan schon deutlichere Gestalt: »Der Beifall Euer Exc.«, berichtet er nach Wien, »muntert mich auf, dass ich mit doppelter Freude an meinem vierten Theil arbeite, — noch mehr aber als dieser Theil beschäftigt mich jetzt mein Plan, die allgemeine Theorie der echten Menschenführung durch *Nachforschungen über die eigentlichen Grundtriebe unserer Natur sowohl als über die Geschichte und Erfahrung alles dessen, was bis jetzt die Menschheit in ihren verschiedenen Lagen mehr oder weniger glücklich*

¹⁵⁾ Dittes' Pädagogium 1881.

oder unglücklich gemacht, in ein helleres und unzweideutigeres Licht zu setzen, als sie mir gegenwärtig noch nicht gesetzt zu sein scheint.« Wir sehen: fast bis auf die Titulatur des Buches ist der Grundgedanke der »Nachforschungen« schon in der Mitte der Achtzigerjahre in Pestalozzi vorhanden.

Aber noch ging fast ein Jahrzehend darüber, bis Pestalozzi den Plan ernstlich in Arbeit nahm. Die Gründe dieser Verzögerung liegen klar genug zu Tage. Es ist die bittere Noth, die ihn 1790—92 zur Umarbeitung von »Lienhard und Getrud« führte, und die heisse Begier endlich wieder einmal eine Stellung zu praktischem Wirken zu finden, die ihn die politische Schriftstellerei zuerst zu Handen Kaiser Leopolds, dann zur Rechtfertigung der französischen Revolution, endlich zur Vermittlung der Ideen von Stadt und Landschaft Zürich versuchen liess. Sein Herz war bei den Gedanken prinzipieller Darlegung seiner psychologisch-philosophischen Anschauungen, wie ja auch für Comenius das Interesse der pansophistischen Studien in ihm selbst dasjenige seiner andern Bestrebungen weit überwog; schon der vierte Theil von »Lienhard und Getrud« trägt von dieser Neigung zu theoretischem Ideenaufbau in »Arners Gesetzgebung« sattsame Spuren und Pestalozzi hat es auch am Abend seines Lebens offen ausgesprochen: »Ich fuhr indessen fort, in eben dem Geist zu schreiben, der in Christoph und Else in meinen Umgebungen so auffallend missfiel und mir hingegen in meinem Innersten in eben dem Grad immer lieber wurde, als er missfiel. Ich schrieb in diesem Zeitpunkt successive die »Figuren zu meinem ABC-Buch«, die später, als meine »Fabeln« betitelt, zum Vorschein kamen,¹⁶⁾ ferner eine Broschüre über Gesetzgebung und Kindermord, und meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.«

Indessen versiegte allmählig die finanzielle Zugkraft von »Lienhard und Gertrud«; die politischen Schriften blieben Manuscript und versagten den Dienst, Pestalozzi seiner Vereinsamung zu entreissen. Von einer überwiegenden Pflicht auf einem dieser beiden Wege weitere, voraussichtlich fruchtlose Versuche zu wagen,

¹⁶⁾ Diese »Federzeichnungen zu Lienhard und Getrud als psychologischem Volksbuch« wie ich den sonderbaren Titel in die moderne Schriftstellersprache übersetzen möchte, sind ebenfalls schon von 1780 an begonnen, im gleichen Jahr 1797 wie die »Nachforschungen« publizirt worden (2. Auflage als »Fabeln« 1803) und eigentlich mehr das Gegenstück der Phantasie zu den Nachforschungen als ein theoretisches Werk wie diese.

konnte zu Mitte der Neunzigerjahre für Pestalozzi also nicht mehr die Rede sein. So warf er sich nun — es war der letzte Rettungsanker — auf den Gedanken, es mit der Veröffentlichung seiner theoretischen Spekulationen zu wagen; möglich ist immerhin dass Fichte ihn bei seinem Aufenthalt in Zürich und Richterswyl noch besonders dazu ermunterte. Doch wir lassen Pestalozzi selber sprechen. Er schildert in »Wie Gertrud« 1801 die traurigen Jahre vor 1798 mit folgenden Worten an seinen Freund Gessner:«¹⁷⁾

»Theurer Freund! Wer nur einen Tropfen von meinem Blute hat, der weiss jetzt, wohin ich sinken musste. Und du, mein Gessner! ehe du weiter liesest, widmest meinem Gange eine Thräne.

»Tiefe Missstimmung verschlang mich jetzt; was ewige Wahrheit und ewiges Recht ist, bildete sich in meiner Leidenschaft in Luftschlösser um; ich hing mit sinnlicher Verhärtung an Worten und Tönen, die in mir selbst den Fuss von innerer Wahrheit verloren und sank so mit jedem Tage mehr zur Verehrung von Gemeinprüchen und zum Trommelschlag der Charlatanrezepte hinab, mit welchen die neuere Zeit dem Menschengeschlechte helfen wollte.

»Doch ist es nicht, dass ich dies Versinken meiner selbst nicht fühlte und ihm nicht entgegenzuwirken trachtete. Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit an den »Nachforschungen«, wesentlich in der Absicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir selbst einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorstellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen.«

Wir sehen, Pestalozzi fasste seine Arbeit an den »Nachforschungen« sich selbst gegenüber als Gegengift neben seiner politisirenden Thätigkeit. Ueber das Ergebniss für ihn und das Publikum äussert er sich folgendermassen, allerdings vom Standpunkt der vier Jahre nachher ganz anders gewordenen persönlichen Situation:

»Aber auch dieses Werk ist mir selbst nur ein Zeugnis meiner innern Unbehülflichkeit — ein blosses Spiel meines Forschungsvermögens, einseitig, ohne verhältnissmässige Kraft gegen mich selbst und leergelassen von genugsamem Streben nach der praktischen Kraft, die ich zu meinen Zwecken so

¹⁷⁾ Seyffarth, XI, 94—96.

nothwendig hatte. Die Unverhältnissmässigkeit meiner Kraft mit meinen Einsichten stieg nur desto mehr und machte in mir die Lücke immer grösser, die ich zu Erzielung meines Zweckes ausfüllen sollte und immer weniger ausfüllen konnte.

»Auch erntete ich nicht mehr als ich säete. Die Wirkung meines Buchs um mich her war wie die Wirkung alles meines Thuns; es verstand mich bald Niemand und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, dass sie das ganze Buch für einen Galimathias ansehen. Und noch neulich, noch jetzt drückte sich ein Mann von Bedeutung, der mich sonst liebt, mit schweizerischer Traulichkeit hierüber so aus: »Aber nicht wahr, Pestalozzi, Sie fühlen doch jetzt selber, dass Sie damals, als Sie dieses Buch schrieben, nicht recht wussten, was sie wollten?«

Und doch hat Pestalozzi noch in seinen alten Tagen, als er 1821 die »Nachforschungen« in die Ausgabe seiner »sämmlichen Werke« aufnahm, das Bewusstsein, in diesem Buch sein bestes, die Grundanschauungen die ihn bis in sein Greisenalter leiteten, geboten zu haben. Zu der Bitte, die die »Nachforschungen« in ihren letzten Blättern enthalten, die Zeitgenossen möchten diese Anschauungen prüfen und wenn nöthig, widerlegen, fügt er 1821 in Anmerkung hinzu:¹⁸⁾ »Diese Bitte ist nicht erhört worden. Es hat beinahe Niemand von dem Dasein dieser »Nachforschungen«, die schon vor mehr als zwanzig Jahren im Publikum erschienen, Notiz genommen. Dieses Stillschweigen meiner Zeitgenossen ist mir aber nicht weniger als gleichgültig. Edle meines Zeitalters! *Ich wiederhole meine Bitte*: Würdigt die Ansichten dieser Bogen, und würdigt selbst meine Anmassung, dass der grosse Haufe der lebenden Zeitmenschen die Ansichten dieser Bogen mit mir getheilt haben *und noch mit mir theilen*, eurer Prüfung, und wenn sie unrichtig sind, eurer Widerlegung. Meine Ansichten gehen in's Leben und ich erkläre sie, wenn sie unrichtig sind, selber zwar nicht für gefährlich, aber dennoch einer volksthümlichen Widerlegung im höchsten Grade bedürftig.«

Auch später ist es dem Buche nicht besser gegangen; bis auf Seyffarth's Ausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzi's, die leider das Buch nach der Ausgabe von 1821 und nicht von 1797 veröffentlichte, ist es denn auch bei diesen beiden Ausgaben von 1797 und 1821 geblieben. Der Geistesrichtung der Restaurations-

¹⁸⁾ Seyffarth, Bd. X, 202.

zeit, die die Urtheile über Pestalozzi festgestellt, war *dieser* Pestalozzi unverständlich, und nicht ohne Erfolg hat sie ihn mittelst wegwerfender Urtheile über dieses Buch hinter Schloss und Riegel gethan. So sagt *Blochmann*, eine der Hauptquellen der spätern Pestalozzischreiber (Blochmann, H. Pestalozzi. Leipzig bei Brockhaus 1846), dieses Buch Pestalozzi's gehöre unstreitig zu den am wenigsten gelungenen (S. 40); er hat sichtlich Mühe, vor sich selbst Pestalozzi für dieses Buch zu entschuldigen, und nur in einer Anmerkung bricht sich eine theilweise Anerkennung des Buches durch. Den Spätern genügte der erste Theil dieses Urtheils; selbst *Morf* hat eigentlich nur dem Nachwort des Buches nähere Aufmerksamkeit geschenkt, dafür aber das Verdienst, wenigstens diesen »Klagepsalm um ein verlorenes Leben« der Vergessenheit entrissen zu haben, (Morf, zur Biographie Pestalozzi's I. Theil, 1. Hälfte, S. 144). *Raumer* findet richtig heraus, dass die Nachforschungen eigentlich auf Fichte'sche Anschauungen hinauslaufen.¹⁹⁾

In dem ganzen Kreis der Zeitgenossen und der Nachwelt ist es einzig *Herder*, der ein Wort wirklicher Anerkennung für die Nachforschungen gehabt hat.²⁰⁾ An das Nachwort anknüpfend, schliesst er seine Rezension folgendermassen, nachdem er auf die Rousseau'schen und über Rousseau hinausgehenden Ideen des Buchs hingewiesen:

»In so trauriger Gemüthstimmung schloss der Verfasser sein Buch. Aber die Auftritte der Welt wechseln: gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verfasser werde eine solche Jahreszeit, auch für die Frucht, die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was er als Werk der Natur habe sein sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich er aus sich selbst gemacht hat? Einem überlegenden Gemüth bietet dies Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

»Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die klein-

¹⁹⁾ Wir besitzen die Schrift Raumer's leider nur in der engl. Uebersetzung von J. Tilleard, the life and system of Pestalozzi. London 1855. Dort findet sich der Passus S. 19.

²⁰⁾ In den Erfurter gelehrten Anzeigen 1797 Nr. 60. Die Rezension findet sich in Herder's sämmtl. Werke Abth. Philosophie und Geschichte Bd. XV. 386. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1829.

fügige Kritik nur schüchtern nahen sollte, so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verfasser sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur hellern Interpunktion, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mittheilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Ueberladenen, fielen andere äusserst wichtige Stellen reiner in's Auge; sie stünden wie Kastor und Pollux auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft da. Es wäre diese Austheilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz wie diese die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder franzisiret noch anglisiret, am wenigsten aber sich daran genügen lässt, ein Prinzipium in der Form aufgestellt zu haben. Eben dass unser Verfasser tief in die Sache griff und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung »unsers alternden Welttheils« mit Einem Hiebe nicht zu lösen begehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog, und nun die aus- und eingehenden Enden zeigte, eben dies ist der Werth seines Buchs.«

Herder's Wunsch, dass Pestalozzi noch eine schönere Zukunft bevorstehe, ist in Erfüllung gegangen. Pestalozzi selbst fügte an das Buch in der Gesamtausgabe 1821 folgende

»*Anmerkung.* Ich muss zu der Stelle, mit der ich diese Bögen 1797 geschlossen, noch hinzusetzen: Der Mann, der damals dieses Klagelied angestimmt hat, lebt noch, und die Leiden über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestaltungen noch lange fort; aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden, und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziele seiner Lebensbestrebungen entgegen.«

Der andere Wunsch Herder's, dass das Buch in äusserlich verbesserter Form in einer zweiten Auflage erscheinen, ist, gelinde gesagt, unerfüllt geblieben, und die Originalausgabe ist nur selten mehr erhältlich.

Aber das Buch selbst mit seinem Gedankeninhalt, mit seinem Wechsel von sprudelndem Witz und von hinreissender Wehmuth, mit seinem Reichthum der Bilder und dem dann wieder gerade durch die äussere Unbeholfenheit hindurchleuchtenden tief innerlichen Streben nach ganzer Wahrheit, mit seinem schneidigen Urtheile über die Hülle, und seinem genialen Blick für den Kern aller Idealität, das Buch selbst besteht und legt nicht blos Zeugniss ab von jener Periode weltchmerzlicher Verstimmung in Pestalozzi's Leben, die seiner Ruhmeszeit vorherging, sondern

zugleich auch von einer Schärfe der Beobachtung und einer Freiheit geistiger Erfassung, die zu allen Zeiten nur wenigen Ausgewählten eigen ist und in Pestalozzi's unbefriedigtem Dasein zwar verstärkten Anreiz erhielt, ihren Urquell aber in der Individualität des Mannes hatte, in dem nach Niederer's Ausdruck alle Saiten der menschlichen Natur tönnten oder getönt hatten.

H_z.

Familienbriefe Pestalozzi's an seine Schwester in Leipzig.

X.

[Briefbeilage von dritter Hand über den Tod der Frau Pestalozzi, 11. Dezember 1815.]

Sie hat überwunden. Sie ist nicht mehr in dieser Welt der Sorgen und Lasten. Letzten Donnerstag den 7. dies war sie noch froh und heiter. Niemand von uns ahndete eine nahe Gefahr. Wir hofften alle für sie einen glücklichen Winter. Zwar hatte sie Beschwerden, aber nur die nämlichen, die schon seit Jahren sich immer abwechselnd zeigten. Sie gieng diese Nacht ziemlich spät und ohne sich im geringsten über etwas zu beklagen zur Ruh, aber nach Mitternacht ward sie plötzlich von sehr starken Brustschmerzen angegriffen. Der Arzt, der früh gerufen war, erklärte die Sache für gefährlich. Doch die Schmerzen verloren sich am Freitag gegen Mittag. Die Krankheit schien etwas weniger gefährlich, aber das Fieber, das stark war, erzeugte schnell eine Kraftlosigkeit, die uns bald wieder alle Hoffnung benahm. Es trat nun bei dieser Kraftlosigkeit ein Schlummer ein, der nur durch Husten und Bedürfnisse unterbrochen war. Sie redete fast nichts, blickte nur liebend an einige Menschen hin. Die Ermattung nahm sichtbar und stündlich zu. Am Sonntag Mittag hörte sie schlagen und fragte unsere treue Lisabeth: »Was schlägts?« Sie antwortete: »Zwölfe.« Die Kranke wiederholte diess Wort deutlich zwei mal: »Zwölfe! Zwölfe!« und fragte dann noch: »Ist es nicht mehr?« Es war fast ihr letztes freies verständliches Wort und morndess Montag schlug die gleiche Uhr in dem Augenblick Zwölfe, als sie eben verschied.